

Ⓚ

Die Interviews in *Wie der Krieg uns verändert* handeln von persönlichen Geschichten, die dabei helfen, die grausamen Ausmaße und die Folgen der russischen Großinvasion in der Ukraine nachzuvollziehen. Darüber hinaus beinhalten sie Analysen, die neue und vielleicht auch unerwartete Einsichten in die Hintergründe von Russlands kriegerischer Aggression bieten können.

Es sind Interviews mit Ukrainerinnen und Ukrainern, die ihre Erfahrungen teilen: als Trauernde, als Überlebende, aber auch als Lebensretter. Bekannte ukrainische Intellektuelle – z. B. die Friedensnobelpreisträgerin Oleksandra Matwijtschuk oder der Journalist Ayder Muschdabajew – vermitteln Einsichten in die Hintergründe zu Russlands Aggressionskrieg aus menschenrechtlicher, historischer und kultureller Perspektive. Zudem beinhaltet der Band ein exklusives Interview über den verstorbenen, renommierten Dokumentarfotografen Max Lewin.

OLHA VOLYNSKA ist Journalistin, Schriftstellerin, Dokumentarfilmerin und Menschenrechtsaktivistin aus Dnipro in der Ukraine. Seit mehr als fünfzehn Jahren berichtet sie in ukrainischen und internationalen Medien über Korruption, Menschenrechtsverletzungen, ökologische Krisen und soziale Ungerechtigkeit. Sie wurde mit zahlreichen Medienpreisen ausgezeichnet, etwa auf dem *PLURAL+ International Film Festival* in New York für den Dokumentarfilm *482*. Olha Volynska ist die Autorin folgender Werke in ukrainischer Sprache: *Dieser Regen ist mir gewidmet*, Gedichtsammlung (2004); *Ein Schritt zum Himmel*, Kurzgeschichten (2016), *Liebe für Geld*, Roman (2021).

OLHA VOLYNSKA

WIE DER KRIEG UNS VERÄNDERT

Zwölf Interviews mit Augenzeugen
von Russlands Krieg gegen die Ukraine

Aus dem Ukrainischen
von Harald Fleischmann

Klingenberg

Originalauflage

Deutschsprachige Erstausgabe

© Verlag Klingenberg 2023, Graz
www.klingenbergverlag.at

Umschlagbild: Reto Klar

Gestaltung, Satz: Paul Klingenberg
Druck und Bindung: Finidr, Tschechien
Papier: Munken print cream 90g
Umschlag: Sharade lustra, pearl
Gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier

Die Interviews mit Maryna Pitschkur und
Artem Pritula wurden von Harald Fleischmann
aus dem Russischen übersetzt

Die Zitate von Max Lewin wurden
www.facebook.com/levin.maks entnommen

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Über-
setzung, des öffentlichen Vortrags, der Übertragung in
Funk und Fernsehen und der Wiedergabe in Print- oder
elektronischen Medien.

ISBN 978-3-903284-16-6
eBook: ISBN 978-3-903284-53-1

Printed in the European Union

Mit freundlicher Unterstützung von



 Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport



 oead
Kooperationsbüro
Lemberg

*Für Illia, meinen Sohn,
und eine bessere Zukunft*

INHALT

Vorwort 11

**»Auch wenn du am Leben bleibst,
im Krieg stirbst du mehrere Male ...«**

Hanna Prokopenko, Journalistin und Enkelin
der Schriftstellerin Natalia Charakos 14

**»Ich möchte den Mythos zerstören, wonach
sie die russischsprachigen Ukrainer retten.«**

Aliona Laptschuk, Gattin eines ums Leben
gekommenen Offiziers i. R. aus Cherson 32

**»Man braucht nicht Ukrainer zu sein,
um die Ukraine zu unterstützen.
Es reicht, Mensch zu sein ...«**

Oleksandra Matwijtschuk, Menschenrechtsaktivistin
und Friedensnobelpreisträgerin 50

**»Jeder ukrainische Fotograf träumt davon,
das Foto zu schießen, das den Krieg stoppt.«**

Markian Lyseiko, Freund des Dokumentar-
fotografen Max Lewin 66

»Mich haben sie von meinem Kind ›befreit‹.«

Maryna Pitschkur, Mutter eines ermordeten
dreizehnjährigen Jungen aus Kyiw 88

**»Ich wurde Aktivistin, um meinen Vater
aus der Gefangenschaft zu befreien.«**

Karyna Diatschuk, Tochter einer Zivilgeisel 102

»Meine Frau sagte: ›Was für ein Krieg?! Wir leben im 21. Jahrhundert, da ist sowas unmöglich!«

Artem Pritula, Familienvater aus Mariupol 118

»Sie verminten Kinderspielzeug, Kinderbetten und Kinderwägen.«

Olha Svyst, Ärztin aus Butscha 136

»Heute führt Russland Krieg gegen die Ukrainer und unsere Wahl zugunsten der Demokratie.«

Ayder Muschdabajew, Journalist und Blogger 156

»Ich mache diese Evakuierungen, weil es mir dann besser geht.«

Olha Zaitseva, Freiwillige Helferin 170

»Ich befand mich in einem ständigen Dilemma: weiterhin Filme machen oder mich als Freiwillige melden?«

Alissa Kowalenko, Filmemacherin und ehemalige Soldatin 188

»Sie sind in unser Land gekommen, zu vernichten, zu rauben und zu töten.«

Wassyl Wyrosub, Priester aus Odessa 206

Bildnachweise 222

VORWORT

*»Gegen das Leid hilft kein Panzer,
erst die Empathie macht uns zu Menschen.«*

Wie der Krieg uns verändert ist für mich ein Buch, das die Wirklichkeit hinter den Masken zeigt, menschliche Charaktere zum Vorschein bringt und die allumfassende militärische Aggression Russlands gegen die Ukraine in einen tieferen Kontext stellt – und zwar durch den Blick auf die Ereignisse mit den Augen von Ukrainerinnen und Ukrainern.

Ich gebe es ehrlich zu: Bis zum Beginn der Arbeit an diesem Buch dachte ich, dass ich in zwanzig Jahren als Journalistin gelernt hätte, mit menschlichem Leid umzugehen. Aber da hatte ich mich geirrt. Man kann sich gegen das Leid nicht panzern ... ganz gleich, wo du gearbeitet hast, wie viele Jahre lang, und was du dabei gelernt hast. Deine Seele wird leiden, wenn du mit fremdem Leid mitfühlst, aber erst das macht dich zum Menschen.

Die Idee zu diesem Buch entstand, als mein Land von gewaltigen Explosionen erschüttert und der ukrainische Himmel durchlöchert wurde von Kamikazedrohnen, international verbotenen Phosphorbomben, Streumunition, Grad- und Uragan-Raketen. Und auch heute, am 507. Tag der Großinvasion, an dem ich diese Zeilen schreibe, ist mein Land unter Beschuss, und Tag für Tag verlieren Menschen ihr Leben. Unter diesen Umständen darüber nicht zu sprechen, hieße nur eines: mit seinem Schweigen das Verbrechen zu unterstützen.

Dieses Buch lässt ganz gewöhnliche Ukrainer zu Wort kommen, die bis zum Beginn der Großinvasion ihr Leben lebten und Pläne für ihre Zukunft schmiedeten. Diese Pläne, auch meine, sollten sich allerdings nicht verwirklichen. Sie sind

in den Explosionen des höllischen Morgens vom 24. Februar 2022 verbrannt. Die Helden dieses Buches werden von Dingen erzählen, die in den Nachrichten normalerweise nicht vorkommen: vom tieferen Kontext dieses Kriegs, der schon vor neun Jahren begonnen hat, von den Beziehungen zum Land des Aggressors, und wir werden gemeinsam versuchen, den Ursachen der Grausamkeit der russischen Armee, den Wurzeln und Auswirkungen dieses Kriegs nicht nur für die Ukraine, sondern auch für Europa näher zu kommen.

Alle Protagonisten dieses Buchs sind Zeugen russischer Kriegsverbrechen. Manche sind knapp mit dem eigenen Leben davongekommen, manche retten fremde Leben. Menschen mit absolut friedlichen Berufen: Ärztin und Arzt, Fotograf, Menschenrechtsaktivistin, Schriftstellerin, Journalist, Verkäufer, Mechaniker, Hausfrau, Priester. Ich habe sie nicht willkürlich ausgewählt: Manche von ihnen haben sich selbst an Menschenrechtsorganisationen gewandt, damit die Verbrechen des Aggressors bezeugt und die Täter zur Verantwortung gezogen werden können. Allein dadurch unterscheiden sie sich von anderen. Manche Namen kamen in den Verlautbarungen der ukrainischen Generalstaatsanwaltschaft im Zusammenhang mit Kriegsverbrechen vor. Für jeden und jede von ihnen war es lebenswichtig, gehört zu werden, aber es sind Stimmen von normalen Ukrainern mit normalen Berufen, und nicht von Präsidenten, Politikern und Diplomaten, die ohnehin über Tribünen verfügen, um sich Gehör zu verschaffen. In ihren Erfahrungen aber spiegeln sich die Erfahrungen von Millionen von Menschen in der Ukraine, die ähnliche Tragödien erlitten haben und noch immer erleiden. Und daher erreichen ihre Geschichten auch jeden Leser. Gleichzeitig beeindruckte mich im Gespräch mit ihnen ihre Charakterstärke. Ich weinte mit ihnen über den Verlust ihrer Liebsten, freute mich über ihre Siege und bewunderte sie, wenn sie Großes zustande brachten, war stolz auf ihren Einsatz und ihre mentale Stärke.

Wichtig für mich als Autorin war größtmögliche Authentizität, und daher spricht jeder ausschließlich von seinen eige-

nen Erfahrungen und davon, wie ihn der Krieg verändert hat. Die Welt wird nie wieder sein wie früher, denn der Aggressor hat alle roten Linien überschritten: Die Ukraine und die ganze Welt tun alles, damit die internationale Justiz nach einem völligen Neuanfang die Schuldigen zur Verantwortung ziehen kann und solche Verbrechen sich nicht wiederholen.

Und doch handelt dieses Buch nicht so sehr vom Leid, obwohl genug davon vorkommt, sondern viel eher von Entscheidungen und von Werten. Von der Entscheidung, nicht wegzuschauen, sondern sich mit ebenso engagierten Gleichgesinnten zusammenzutun, um die Werte der Freiheit, Demokratie und Menschenrechte zu verteidigen. Der Krieg, sagt eine der Protagonistinnen dieses Buchs, die Filmemacherin Alissa Kowalenko, die ihr Land auf dem Schlachtfeld verteidigt hat, ist eine Sache, die viel mit eintöniger, wenig fesselnder Routine zu tun hat. Fesselnd sind die menschlichen Schicksale und Charaktere, die das Rad der Geschichte mit zusammengebissenen Zähnen vorandrehen in eine demokratischere, gerechtere, bessere Welt.

Olha Volynska



*»Auch wenn du am Leben bleibst,
im Krieg stirbst du mehrere Male ...«*

HANNA PROKOPENKO

Journalistin und Enkelin der
Schriftstellerin Natalia Charakos

Natalia Charakos war eine bekannte Journalistin und Schriftstellerin aus Mariupol. Neun Bücher hat sie geschrieben und sieben Gedichtsammlungen herausgegeben. Übersetzungen ihrer Werke sind in Griechenland, Georgien, den Vereinigten Staaten und in Russland erschienen. Sie war das erste weibliche Mitglied des Schriftstellerverbands der unabhängigen Ukraine. Als die Großinvasion der Ukraine begann, war sie sechsundachtzig Jahre alt. Das Gebäude, in dem Natalia wohnte, wurde durch russische Raketen zerstört. Zwei Wochen überlebte sie in einem Keller, wo sie das Essen auf offenem Feuer zubereitete, und sie starb unter Bedingungen, unter denen es weder ausreichend Lebensmittel noch Wasser und keinerlei Medikamente mehr gab. Ihre Geschichte wird hier von ihrer Enkelin erzählt, der Journalistin Hanna Prokopenko, die im Gedenken an ihre Großmutter derzeit deren letztes Buch zur Veröffentlichung vorbereitet.

Hanna, wer war Ihre Großmutter? Wie behalten die Menschen aus Mariupol sie in Erinnerung?

Meine Oma stand mir sehr nahe. Sie hatte griechische Wurzeln. Immer adrett und modisch, mit schicker Frisur und voll schöpferischen Tatendrangs. Wahrscheinlich erinnern sich die Leute genau so an sie. Sie war die Mentorin vieler angehender Journalisten und Dichter. Auch für mich war sie es. Sie hat mich zum Schreiben gebracht. Das begann schon in meiner Kindheit. Ihre Arbeit, ihre Kreativität, das war immer ein Vorbild, das mich inspirierte. In Mariupol leitete sie den Literaturklub Asowje, arbeitete bei einer Zeitung, wo sie jahrelang über Gesundheitsthemen schrieb, über die Geschichte der Stadt und bekannte Persönlichkeiten; auch die Literaturseite betreute sie. Durch sie kam ich zu meiner ersten Arbeit bei einer Jugendzeitung. Was ich von meiner Oma in erster Linie gelernt habe? Verantwortungsgefühl. Schon in der Schule verdiente ich mit kurzen Texten meine ersten Honorare. Als Kind schon schrieb ich Gedichte. Und meine Großmutter war dabei meine strengste Kritikerin. Sie unterstützte mich in allem, zugleich aber stellte sie hohe Ansprüche. Alles habe ich von ihr gelernt.

Haben Sie eine solche Großinvasion Russlands in der Ukraine für möglich gehalten und sich darauf vorbereitet?

Daran hat niemand geglaubt. Ich bezweifle, dass es in der ganzen Ukraine auch nur einen einzigen Menschen gibt, der sich die Hölle vorstellen konnte, die Mariupol und andere Städte erwartete. Wir glaubten an so etwas schon deswegen nicht, weil wir seit acht Jahren an der Frontlinie lebten und der Krieg etwas Alltägliches geworden war. Schon 2014 lebten wir fast zwei Monate lang unter russischer Besatzung. Damals hatten im April Anhänger der selbsternannten »Volksrepublik Donezk« im Handstreich das Rathaus besetzt und auf dessen Dach ihre Fahne gehisst. Später wurde klar, dass diese Leute aus Russland waren, mit nur ganz wenigen Einheimischen darunter. Genauso wurden im Stadtzentrum das Armeekommando und die Polizeizentrale eingenommen. Gewöhnliche Zivilisten gerieten dabei unter Beschuss. Erstmals hörten wir Hubschrauber direkt über unseren Köpfen. Es gab Straßengefechte und wir hatten richtig Angst. Damals war mir nicht bewusst, dass wir von Russland erobert wurden. Ich war zwanzig und studierte in meiner Heimatstadt Journalistik. Es ging ziemlich chaotisch zu, Geschäfte wurden geplündert, es herrschte Gesetzlosigkeit.

Bald aber wurde Mariupol von der ukrainischen Armee befreit, und wir lebten weiter wie zuvor. Wir gewöhnten uns daran, dass es Krieg gab, der uns aber unmittelbar nicht sehr intensiv betraf. Immer wieder war ich in gefährdeten Bezirken, die von prorussischen Einheiten beschossen wurden – nicht weiter als zwanzig Kilometer von meiner Wohnung –, aber ich wusste, dass ich bald daheim sein würde, wo alles ruhig war. So kam es mir zumindest vor.

Richtig gelitten in den acht Jahren Krieg hat Mariupol zwei Mal. Das erste Mal war am 14. Oktober 2014, als in der Siedlung Sartana am Rand von Mariupol eine Begräbnisprozession beschossen wurde. Die russischen Granaten krachten direkt in den Leichenzug. Es gab viele Tote, darunter der Mann meiner Kollegin. Für mich war das ein Riesenschock. Das zweite Mal war drei Monate später, am 24. Jänner. Da wurde der öst-

liche Wohnbezirk Skhidny* beschossen. Es war ein Samstag, um 9 Uhr morgens. Der Bezirk wurde flächendeckend mit Grad-Raketen »eingedeckt«. Viele Leute waren daheim, manche machten ihre Einkäufe auf dem Markt, manche waren mit ihren Kindern spazieren. Dreißig Personen wurden getötet und über hundert verletzt.

Ich wohnte am anderen Ende der Stadt und hörte die Raketen nicht. Aber das war ein schrecklicher Schlag für die ganze Stadt. Wir spürten mit einem Mal, wie verwundbar wir waren. Aber dann wurde es auch wieder ruhig, und für mich persönlich beschloss ich, dass es das auch weiterhin bleiben würde.

Was dachten die Leute damals? Fand die Idee der »Russischen Welt« unter den Bewohnern von Mariupol Unterstützung, und war man für einen Anschluss an Russland?

So dachten nur die, die zu prorussischen Versammlungen gingen und die Besetzung des Rathauses gut fanden. Aber das waren nicht viele. Unsere Stadt war russischsprachig, aber wir sahen uns als untrennbaren Teil der Ukraine. Und nach den genannten tragischen Geschehnissen ist in der Stadt ein patriotischer Geist erwacht. Wir organisierten Aktionen zur Unterstützung einer einheitlichen Ukraine, feierten immer den Tag der ukrainischen Traditionen. Wir identifizierten uns mit der Ukraine und grenzten uns von Russland ab. Es ist ein Klischee, das mir überhaupt nicht gefällt, wenn gesagt wird, die Leute im Donbass wollten alle zu Russland und hier seien alle Separatisten. Das stimmt nicht. Die Behauptung, dass hier alle auf Russland gewartet hätten, ist absolut unwahr.

Wie verhielten sich die Russen damals, im Vergleich zur jetzigen Situation?

Damals stritt Russland ab, dass sich russische Soldaten in Mariupol befanden. Es wirkte auch mehr wie eine Ansammlung asozialer Elemente, die raubten und plünderten und dabei wussten, dass sie das alles ungestraft tun konnten. Damals ging das improvisiert und ungeordnet vor sich, während wir es jetzt mit einer straff organisierten Armee zu tun haben, die

* Sprich »S-chídney«. Anm. des Übers.

methodisch und zielgerichtet Städte und Menschen vernichtet. Was nicht heißt, dass sie nicht stehlen und plündern. Sie nehmen aus Wohnungen und Häusern alles mit, was nicht niet- und nagelfest ist. Sogar Kleinigkeiten wie Sneakers oder Parfums, von technischen Geräten gar nicht zu sprechen, das hat man alles ratzeputz mitgenommen. Aus meiner Wohnung ist zum Beispiel auch die Klosettschüssel verschwunden (*lacht*). Kürzlich sagte mir eine Bekannte, dass sie etwas zum Anziehen benötige. Ich riet ihr, sie solle doch auf den Flohmarkt gehen, worauf sie mir antwortete: Nur kein Flohmarkt, ich möchte dort nicht meine eigenen Sachen sehen ...

Haben Sie sich keine Gedanken gemacht, warum Mariupol ein zweites Mal unter russische Besatzung fiel: Hat man vielleicht nicht die richtigen Schlüsse gezogen?

Bis zum heutigen Tag will mir nicht in den Kopf, warum es keine Vorbereitung auf eine solche Großinvasion gab. Man baute viel in Mariupol vor dem Krieg, legte Parks an und Kinderspielplätze, aber keine Luftschutzkeller. Die Alarmsysteme wurden in manchen Bezirken schon in den ersten Tagen defekt. Vielleicht konnten die Verantwortlichen einfach nicht glauben, dass so ein Angriff im Bereich des Möglichen lag.

Wenige Tage vor dem Einmarsch gab es in Mariupol eine große Versammlung für die Einheit der Ukraine. An diesem Tag hatte ich erstmals eine beunruhigende Vorahnung. Russland hatte erklärt, dass es die Pseudorepubliken innerhalb der Grenzen der vollständigen Oblaste – Donezk und Luhansk – anerkennen will.** Mir wurde klar, dass das auch Mariupol betreffen könnte, und in mir kam Panik auf. Obwohl ich trotzdem nicht daran glauben wollte. Das Schlimmste, was ich befürchtete, war, dass wir als Teil der »Volksrepublik Donezk« einen totalen Absturz und die Rückkehr in die sowjetische Vergangenheit erleben würden. Dass aber real Krieg geführt wird, das konnte sich niemand vorstellen.

** Oblast ist die Bezeichnung der ukrainischen Verwaltungsregionen.
Anm. des Übers.

Wie hat Ihre Großmutter auf den Beginn der Invasion reagiert?

Als am 24. Februar alles losging, rief ich sie an. Ich war in Panik. Ich konnte nicht glauben, dass im ganzen Land friedliche Städte und Dörfer beschossen wurden. Oma sagte zu mir: Ich habe einen Krieg überlebt, und ich werde auch diesen überleben.

Irgendwann hatte sie mir erzählt, dass die Leute in Mariupol während des Zweiten Weltkriegs schrecklich hungerten. Und da brachte einmal ihr Hund von irgendwoher ein Stück Fleisch. Ein totaler Luxus. Keiner wusste, woher das Fleisch kam, aber ihre Mutter kochte es und als Erstes gab sie dem Hund davon, der sie gerettet hatte. Und noch etwas hatte sie mir erzählt: Als ihr Vater von der Front nach Hause kam, erkannten ihn die eigenen Kinder nicht, so sehr war er gealtert und verändert. Sie ließen ihn erst ins Haus, als Mutter von der Arbeit kam. Wie schrecklich, dass der Zweite Weltkrieg ihnen die Kindheit geraubt hat, und dieser jetzt das Alter.

Meine Oma war ein sehr sensibler und empathischer Mensch. Nichtsdestotrotz sagte sie mir, als ich sie damals völlig aus dem Häuschen am Morgen anrief, mit ruhiger Stimme, dass es nicht nötig wäre, aus der Stadt wegzufahren. Immer wieder sagte sie, dass wir stark sind und auf jeden Fall standhalten. Sie machte sich große Sorgen, dass uns unterwegs was zustoßen könnte. Sie sagte, im ganzen Land sei es gefährlich, überall würde geschossen und man könne auch während der Flucht umkommen. Sie glaubte an das Gute und dachte, dass man nur eine Zeitlang dulden müsste. Niemand dachte, dass dann so etwas geschehen könnte.

Wurden Sie an dem Tag von den Explosionen geweckt?

Nein. Am 24. Februar wurde bei uns zuerst der Bezirk Skhidny beschossen, der aber von meiner Wohnung weit weg ist, sodass ich nichts hörte. Ich wurde sehr früh wach, weil ich am Meer joggen wollte. Es regnete. Ich schaltete das Internet ein und da waren Dutzende Nachrichten von Freunden, dass Bomben fielen. In Cherson, Charkiw, Kyiw, Mykolajiw und anderen Städten. Das war unglaublich. Wie? Der Krieg war

doch hier in der Nähe, Donezk, Luhansk, aber doch nicht im ganzen Land! Bis zum Schluss konnte ich das nicht glauben. Ich hatte ja nicht einmal einen »Notkoffer« vorbereitet. Ich rief Freunde und Verwandte an, ob bei ihnen alles okay war. Ich wusste nicht, ob ich weg sollte oder doch in der Stadt bleiben. Panisch rannte ich herum, begann Sachen zu packen, fürchtete aber meinen Mann zu wecken, der noch tief schlief. Ich ging mir die Haare waschen, und da hielt ich es nicht mehr aus und begann in der Dusche zu brüllen. Richtig hysterisch. Dann kam meine Mutter, umarmte mich, und erst da wurde mir leichter ...

Am ersten Tag graste ich die Lebensmittelgeschäfte ab: Es gab noch keine Panik, obwohl man schon kein Benzin mehr bekam. Am Tag waren dauernd Explosionen zu hören. Nach und nach verschwand alles aus den Regalen, und nach ein, zwei Tagen blieben nur mehr Alkoholika und Bonbons übrig. Die Bonbons sind dann auch verschwunden, und es gab nur mehr Alkohol.

In der Stadt wurde es immer gefährlicher. Am Abend war der Beschuss so heftig, dass wir uns mit einem Teil unserer Sachen ins Stiegenhaus setzten.

Großmutter und ich wohnten in verschiedenen Wohnungen, aber wir riefen uns mehrmals am Tag an. Feinfühlig, wie sie war, bat sie mich, dass ich sie anrufe, denn sie wollte uns nicht stören. Beiden kam es uns vor, dass es ein schrecklicher Traum war, der jeden Moment zu Ende gehen musste. Ich erinnere mich noch, dass ich mich drei Tage lang nicht einmal gekämmt habe. Ich versuchte, mich mit irgendwas zu beschäftigen. Zum Beispiel rührte ich einmal Brötchenteig an, als wieder Beschuss begann. Mein Mann jagte mich aus der Küche, damit ich mich nicht in der Nähe der Fenster aufhielt, aber als der Angriff wieder vorbei war, machte ich bei Kerzenschein weiter.

Am 1. März gab es den ersten Einschlag im Hof meines Hochhauses. Es war der erste Einschlag nicht in den Randbezirken, sondern fast im Zentrum. Ich war gerade einkaufen, und beim Heimgehen hörte ich Explosionsgedonner. Abrupt

hockte ich mich nieder. Vielleicht stimmt was nicht mit meinem Selbsterhaltungsinstinkt, denn ich bemerkte nach ein paar Sekunden, dass ich neben einem Geschäft mit Glasfassade hockte (*lacht*).

Ich kroch dann zu einem anderen Gebäude, und noch ein paar Augenblicke später rannte ich auf mein Wohnhaus zu. Ich sah tiefschwarze Rauchschwaden. Und der Rauch kam vom Durchgang in den Hof unseres Hochhauses. Ich begann zu weinen und wiederholte die ganze Zeit den Namen meines Mannes, betend, dass er noch am Leben war.

Ich musste eine offene Fläche von vielleicht fünfzig Metern durchqueren. Ich stoppte und hatte fürchterliche Angst. Jede Sekunde konnte der Beschuss wieder beginnen. Eine Frau war plötzlich neben mir und schlug vor, dass wir gemeinsam gehen. Schnell liefen wir über den offenen Weg. Vor uns Rauch. Ganz schwarz. Auf der Erde lag ein verwundeter Mann ... Etwas weiter ein Wagen der Rettungsdienste. Sie luden Verwundete ein, um sie ins nächste Krankenhaus zu bringen. Da waren viele Verwundete, blutverschmiert.

Der kurze Weg zu meinem Haus kam mir vor wie eine Ewigkeit. Ehrlich gesagt hatte ich meinen Mann schon dreimal begraben, bevor ich ankam. Es gab auch keine Mobilverbindung mehr. Das war mein erster großer Schrecken seit Beginn der Invasion. Mit meinem Mann stieß ich dann auf der Treppe zusammen; er lief, mich zu suchen. Danach musste ich eine Menge Beruhigungsmittel nehmen, ich weinte vor Stress und vor Glück, dass mein Mann und alle meine Lieben am Leben waren.

Bei dem Angriff wurde ein Schüler aus dem Nachbarhaus getötet und über zwanzig Personen wurden verletzt. Das Geschoss hatte den Hof getroffen, um den herum im Quadrat die Wohnhochhäuser standen. Was für eine Waffe genau es war, wissen wir nicht, aber ein Splitter fiel auf die Garage unmittelbar vor unserem Haus. Er lag da oben auf dem Dach und keiner wusste, ob er noch explodieren konnte.

Warum waren Sie nicht in einem Luftschutzkeller?

Bei dem Beschuss unseres Hauses damals kam in der Nähe des Luftschutzraums unserer Schule ein Bub mit seinem

Hund ums Leben. Er hatte es einfach nicht mehr rechtzeitig geschafft, und sein Körper wurde von der Granate zerfetzt. Wenn der Beschuss beginnt, ist es in Wirklichkeit schon zu spät. Entweder musst du da schon im Schutzraum sein, oder du läufst besser nirgendwo hin. Außerdem haben die Sirenen in unserem Bezirk oft nicht funktioniert.

Es gab Leute, die schon in den ersten Tagen in die Luftschutzkeller der Kulturhäuser, Schulen und Krankenhäuser übersiedelten, weil so heftig geschossen wurde. Im Stadtzentrum blieben die Leute zuerst noch hauptsächlich daheim. Erst später gingen sie nach und nach in diese Schutzräume.

Im Stadtzentrum gab es zwei Schutzräume in der Technischen Universität. Man hatte mir gesagt, dass in einem davon, als die Universität bombardiert wurde, die Leute ums Leben kamen. Sie wurden verschüttet, die Mauern hielten nicht stand. Um die hundert Menschen kamen auf diese Weise um. Daher war uns klar, dass auch die Schutzräume unsicher waren.

Wie sah die Lage für die Menschen in Mariupol eine Woche nach dem Beginn der Großinvasion aus?

Anfang März gab es in den Wohnungen keinen Strom mehr, kein Gas und keine Heizung. Draußen war es eiskalt. Wir übernachteten im engen Stiegenhaus, schliefen in Winterjacken und Winterschuhen. In die Stadt wurden keine Lebensmittel mehr gebracht, Mariupol war unter totaler Blockade. Die russischen Soldaten ließen keine humanitäre Hilfe durch: weder Medikamente noch Lebensmittel noch Wasser. Die Medikamente aus den Apotheken waren schon in den ersten Tagen alle ausverkauft. Die humanitäre Katastrophe rückte näher. Wir waren ständig erschöpft, hatten aber Angst zu schlafen. Bei uns funktionierte noch der Gasherd, auf dem wir die Reste von Lebensmitteln aus dem nicht mehr funktionierenden Kühlschrank zubereiteten.

Ein Supermarkt im Stadtzentrum hatte noch geöffnet. Auf der Straße standen lange Menschenschlangen, und ich weiß, dass auch auf diese Schlangen geschossen wurde. Bald aber sperrte auch dieses Geschäft zu. Es mangelte katastrophal an Wasser. Man holte es aus den Brunnen, von den Dachrinnen,